

FHNW-Präsident kritisiert Politik

Das 20-Jahr-Jubiläum der FHNW ist getrübt: Die Kosten steigen stärker als die Zahlungsbereitschaft der Kantone.

David Walgis

Vor 21 Jahren stand der Tisch aus Waldkirschholz noch nicht hier. Das Sitzungszimmer existierte noch nicht, ebenso wenig der 4. Stock, das Gebäude 6, der Campus Brugg-Windisch. Ja, noch nicht mal die Fachhochschule Nordwestschweiz, kurz FHNW.

Damals gab es: je eine Fachhochschule in den beiden Basel sowie im Aargau und in Solothurn sowie weitere Hochschulen. Sechs eigenständige Bildungsinstitutionen in vier Kantonen waren es an über hundert Adressen. Dann beschlossen die Kantone 2004 die Fusion. 2006 öffnete die neue FH.

Anlass genug für die Leitung der Hochschule für einen Medientermin. Und so nimmt am Montag in Windisch am Tisch im Direktionspräsidium unter anderem Crispino Bergamaschi Platz. Der Direktionspräsident ist vor allem stolz. Es dürfte sein meistverwendetes Adjektiv an dieser Pressekonferenz sein. Bergamaschi ist stolz auf die Fusion. Auf die neuen Campus in Olten, Brugg-Windisch, Munchenstein oder Muttenz. Auf das Wachstum seiner Fachhochschule. Dieses Wachstum ist

«Man kann nicht das Chateaubriand bestellen, aber nur fürs Plätzli bezahlen.»

Crispino Bergamaschi
Direktionspräsident FHNW

nicht zuletzt Ausdruck eines Wettbewerbs zwischen den Fachhochschulen – einem politisch durchaus gewollten.

Das Buhlen um Studenten und Professorinnen

In einem politischen Kraftakt vereinten Bund und Kantone mit dem Fachhochschulgesetz ab den Neunzigerjahren den Fli-

ckenteppich aus kleinen, dezentral organisierten FHs. Seither buhlen die sieben Fachhochschulen um Studentinnen, Dozenten und Professorinnen. Mit Erfolg. Die Zahlen explodieren: 2000 waren an Schweizer Fachhochschulen noch rund 25'000 Studierende eingeschrieben. 2025 sind es fast 110'000. Mehr als viermal so viel.

Diese Entwicklung zeigt sich im Kleinen auch an der FHNW. Die Fachhochschule ist von rund 6000 auf 14'500 Studierende gewachsen. Von knapp 1300 auf rund 2400 Mitarbeitende. Von 400 auf 1000 Forschungsprojekte. Von Kosten von 306 auf 520 Millionen Franken. Eine Erfolgsgeschichte?

Wenn, dann eine mit Brüchen. Es gibt Standorte, die der Leitung Sorgen bereiten. Und die Finanzen sind nicht rosig. Die Teuerung liess das Eigenkapital von 22,8 auf 8,8 Millionen Franken schmelzen.

Die FHNW sei knapp bis strukturell leicht unterfinanziert, sagt Bergamaschi. Und schiebt den folgenden Satz nach: «Um die Nummer eins zu sein, müssten die Trägerkantone sie auch entsprechend alimentieren.» Heisst das, er hätte

gerne mehr Geld? Das sagt der Direktionspräsident so zwar nicht. Stattdessen meint er, es sei letztlich eine politische Frage, welche Fachhochschule man haben wolle. «Man kann nicht das Chateaubriand bestellen, aber nur fürs Plätzli bezahlen.» Vielleicht liegt auch ein Problem darin, dass nicht nur ein Gast bestellt, sondern gleich vier. Diese sind erst noch sehr unterschiedlich. Und sie teilen sich die Rechnung.

Denn während der Aargau und Basel-Stadt ihre Wünsche mit dickem Portemonnaie aufgeben könnten, müssen sie auf die ärmeren Nachbarn Solothurn und Baselland Rücksicht nehmen. Entsprechend kam es bei den Verhandlungen für den Leistungsauftrag von 2025 bis 2028 zu einem Kompromiss: Die FHNW forderte 1,086 Milliarden Franken, die Kantone anerkannten 1,002 Milliarden, bezahlten aus Rücksicht auf die armen aber nur 995 Millionen.

Und dann ist da noch die Pädagogische Hochschule der FHNW. Im Herbst verkündete deren Rektor in einer internen Ankündigung «umfassenden Change». Dahinter verbirgt sich ein Sparpaket. Fünf Millionen

Franken muss die PH einsparen. Rund 40 Vollzeitstellen.

Sparen als Chance: Fokus auf Nachfrage setzen

Man betrachte das Sparpaket als Chance, sich weiterzuentwickeln, sagt Bergamaschi in perfektem PR-Sprech. Künftig stehe das Produkt vor der Disziplin. Heisst: Statt die Organisation der PH von oben nach unten zu denken, sollen künftig die nachgefragten Studiengänge die Organisation der Fachbereiche bestimmen. Statt Lehrstuhlinhaber gebe es künftig einfach Professoren. Eine Degradierung sei das aber nicht.

Und sonst so? Man habe in der Strategie für die kommenden zehn Jahre verschiedene Zukunftsfelder definiert, schreibt die FHNW in der Medienmitteilung zum Jubiläum. Future Health etwa. Dahinter verbergen sich Projekte zu künstlicher Intelligenz in der Medizin. Und Fragen, wie ein Arzt KI in der Diagnostik verwenden kann.

Damit will die nun 20-jährige Fachhochschule Nordwestschweiz nicht nur die Zukunft gestalten. Sondern gar ganze «Zukünfte». Plural!